

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 126.

Berlin, Donnerstag den 21. October

1847.

England.

Die Bank von England in der gegenwärtigen Handelskrisis.

(Als Fortsetzung des in Nr. 124 und 125 enthaltenen Artikels.)

Unter den zahlreichen Schriften, die gegen das Statut der Bank von England und gegen das von derselben bei der diesjährigen Geldnoth eingehaltene Verfahren erschienen, hat besonders eine von Lord Ashburton (Alex. Baring) die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. „The financial and commercial Crisis considered“ heißt diese Schrift, in welcher sich der Verf. entschieden gegen die der Bank durch das Gesetz von 1844 auferlegten Beschränkungen von Noten-Emissionen ausspricht. Erzogen in der praktischen Schule der alten Handels-Traditionen seiner Familie, behandelt Lord Ashburton die Theorie der Finanzwissenschaft mit einer Geringschätzung, wie man sie von einem ehemaligen Mitgliede der Peelschen Verwaltung kaum hätte erwarten sollen.

In einer anderen Schrift: „The Crisis and the Currency“, von Herrn John Rinear, wird der Vorschlag gemacht, in England das System der schottischen Actien-Banken einzuführen. Der Verf. erblickt in dem gleichzeitigen Vorhandenseyn mehrerer solcher Institute eine größere Sicherheit für den Kredit, während die Bill von 1844 gerade in der Einheit des Bankwesens diese Sicherheit erblickt. Herrn Rinear's vergleichende Darstellung der beiden verschiedenen Systeme ist nicht uninteressant, doch hat er vergessen, dabei mit in Erwägung zu ziehen, wie viel die Solidität der schottischen Banken der Stütze zu verdanken hat, die ihnen durch den englischen Kredit und mittelbar durch die Bank von England zu Theil wird.

Ein dritter Gegner des Bankverfahrens, Herr Alison, stellt in seiner Schrift „Free trade and a fettered Currency“ die von Sir Rob. Peel zur Geltung gebrachten Freihandels-Grundsätze als unverträglich mit den Fesseln dar, die durch dessen Bill von 1844 der Bank und dem Geldumlauf-System angelegt worden seyen. Es scheint aber diese Darstellung eben nur eine neue mißverständliche Auffassung des Begriffes der Freiheit zu seyn; die größte Freiheit vermag sich sehr wohl mit Einschränkungen zu vertragen, welche das Gemeinwohl sich auferlegt; es wird sich daher immer nur darum handeln, wie weit das Gemeinwohl eine Einschränkung der Banknoten-Emission oder des Gold-Umlaufes erfordert. Die Extreme sind sicher auch in diesen Dingen nachtheilig.

Was die mehrgedachte Bill von 1844 betrifft, so sagt darüber Herr A. Audigane, der Verf. des in Nr. 124 und 125 des Magazins nach der Revue des deux Mondes mitgetheilten Artikels über die englische Geld- und Handelskrisis:

„Die Reform von 1844 war nicht etwa ein in den Büreaux des Schatzamtes improvisirtes Werk; ein im Jahre vorher von Sir Rob. Peel niedergesetztes Comité hatte vielmehr alle Materialien gesammelt, die zur Belehrung über den Gegenstand dienen konnten und die demnach beim Ablauf des zehnjährigen Bank-Privilegiums von 1834 benutzt wurden. Der in England eingeführte Gebrauch, die Bearbeitung administrativer oder staatsökonomischer Fragen besonderen Comités zu überlassen, die nicht aus Mitgliedern der Regierung oder aus Beamten bestehen, trägt dort gewöhnlich die segensreichsten Früchte. Die gründlichen Untersuchungen des Bank-Comité's (committee on banking) hatten dem Sir Rob. Peel eine Menge von Anhaltspunkten geliefert, die er für seine Ideen zu benutzen wußte. Sein Bank-Reformplan war in der That eben so gründlich durchdacht und kühn, wie nur irgend eine Finanz-Maßregel, die in der letzten Zeit seiner Verwaltung von ihm ausging. Es handelte sich gewissermaßen um eine vollständige Revolution im Papiergeld-Systeme des Landes. Die Bill betraf außer dem großen Etablissement in London, mit seinen ausgedehnten Gerechtigkeiten und seiner Function als Regierungsbank, alle Häuser, welche Noten, au porteur nach Sicht zahlbar, ausstellten: also sowohl die Provinzialbanken (country banks) als die Actien-Banken (joint-stock banks) und die Privatbanquiers (private bankers). Die Errichtung neuer Noten-Banken wurde sofort untersagt; in Betreff der bereits bestehenden achtete man zwar, unter gewissen Garantien, die Rechte, die einmal erworben waren, behielt sich jedoch vor, auch diese abzulösen und das Recht, Papiergeld zu creiren, künftig in der Hand einer einzigen Bank zu centralisiren.

Die Verfassung der Bank von England, so weit sie die Regulirung ihres Banknoten-Umlaufes betrifft, ist nach den Ideen Adam Smith's und Ricardo's eingerichtet, welche Herr Lopyd in einigen lehrwürdigen Schriften

als maßgebend bei dem Mechanismus dieses kolossalen Institutes empfohlen hatte. Diese Prinzipien, die allerdings den Fehler haben, daß sie allen Operationen, ohne Unterscheidung der Zeitumstände, dieselbe unabänderliche Norm vorschreiben, gehen von dem Axiom aus, daß der Geld- und Banknoten-Umlauf einen direkten Einfluß auf die Marktpreise übe, und daß man durch die geringere oder größere Emission von Papiergeld auf die Zurückhaltung oder den Abfluß des baaren Geldes wirke. Die Bill von 1844, die das Bankwesen, welches so lange der bloßen Routine überlassen gewesen war, jenen Prinzipien unterwarf, ist, ungeachtet ihrer Unvollkommenheiten, als der Anfang einer neuen Aera in der Geschichte der Banken zu betrachten. Demnach brach diese Bill auch mit den bisherigen Ansichten in Bezug auf die Mittel, das Gleichgewicht zwischen dem Papier- und dem Metallgelde zu erhalten und die Schwankungen in den Verhältnissen dieser beiden Elemente des industriellen und Handelsverkehrs zu beherrschen. Man gab nämlich nicht zu, daß die Rücksicht auf die beständige Realisirbarkeit der Banknoten schon allein hinreichend sey, die Bank von einer zu starken Noten-Emission zurückzuhalten. Deshalb machte man die Summe der auszugebenden Noten von der Summe des in den Kassen der Bank befindlichen Goldes abhängig, so daß über einen gewissen Betrag hinaus, der durch Staatspapiere gedeckt ist, jede Banknote ihre Deckung immer in baarem Gelde bei der Bank haben muß. Diese Bestimmung gewährte allerdings eine Garantie gegen die Wiederkehr früherer Unbesonnenheiten, wo man sich manchmal eine Erleichterung für den heutigen Tag durch Vereitung furchtbarer Verlegenheiten für den morgenden erkaufte; aber sie führte andererseits auch durch ihre Allgemeinheit große Unzuträglichkeiten herbei. Zunächst hatte man sich dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, die Circulation zu vermehren, selbst wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß es erheischte und die Umstände es gestatteten. Mit Banknoten, die immer der Summe des in den Kassen befindlichen baaren Geldes entsprächen, hätte man eigentlich keine Papier-Circulation mehr, sondern es würde dies eine Metallgeld-Circulation seyn, nur unter einer bequemeren Form. Endlich aber verurtheilte man sich im voraus und für alle Fälle, wo es wahrscheinlich ist, daß das sich vermindernde baare Geld aus dem Lande geht, zur Einziehung der Noten, d. h. zur Isolirung des Geldmarktes. Dies also ist die nachtheilige Seite der Bill von 1844.“

Die Noten-Ausgabe gegen Niederlegung von Staatspapieren ist gewissermaßen auf 14 Mill. Pfd. (94½ Mill. Thlr.) beschränkt, wovon 11 Millionen der Betrag des Bank-Kapitales ist, welches sich in den Händen der Regierung befindet und durch Consols repräsentirt wird, und drei Millionen in Schatzkammern seyn. Wenn die Bank von England Staatspapiere über diese Summe hinaus besitzt, so darf sie die entsprechende Summe von Banknoten nur in gewissen vorhergesehenen Fällen und nicht ohne königliche Genehmigung ausgeben. Die Creirung von zwei Millionen Pfund „Bank-Post-Bills“, die die Bank ebenfalls ausgiebt, um den Postdienst zu erleichtern, gehört nicht hierher. Diese Summe von zwei Millionen ist gewiß nicht übertrieben groß in einem Lande, wo die von der Post beförderten Gelder während des letzten Dienstjahres allein 6 Mill. Pfd. (40 Mill. Thlr.) betragen haben.

Im Durchschnitt belaufen sich die von der englischen Bank ausgegebenen Noten gewöhnlich auf ungefähr 20 Mill. Pfd. (135 Mill. Thlr.) ohne die obgedachten 2 Mill. Bank-Post-Bills.**) Es werden daher 6 Mill. durch

*) Um die Prinzipien der Bill von 1844 auf die Bank von England vollständig in Anwendung zu bringen, hat man dieses Institut in zwei Departements eingetheilt. Das eine, dem die Diskontirung obliegt (banking department) und das dem Handel gegenüber als einfaches Banquierhaus auftritt, blieb zugleich mit den Functionen der Staatsbank besetzt und erhält für die von ihm besorgte Zinszahlung der Staatsschuld eine jährliche Provision von 248,000 Pfd. (1,674,000 Thlr.), wovon jedoch 180,000 Pfd. abgehen, die an den Staat als Abgaben zu entrichten sind. Das andere Departement (issu department) beschäftigt sich einzig und allein mit der Ausgabe der Banknoten. Dieses Departement hat sich niemals, weder um die vorhandenen Mittel des banking department, noch um die Bedürfnisse des Handels oder der Industrie zu bekümmern; es macht lediglich einen Ueberschlag von dem baaren Gelde, das sich in der Bank befindet, und berechnet seine Emissionen danach mit einer ganz mechanischen Regelmäßigkeit.

**) Das gesetzliche Maximum der Papier-Circulation anderer englischer Etablissements, die zur Ausgabe von Noten bis jetzt noch berechtigt sind, beläuft sich auf 8,648,000 Pfd., so daß in Allem 28—30 Mill. Pfd. (190—200 Mill. Thlr.) Papiergeld in England circuliren können. Im Monat August d. J. belief sich diese Circulation in England nur auf 26 und im ganzen Vereinigten Königreich auf 34 Mill. Pfd. Sterl. Die in Großbritannien und Irland circulirenden Baluten in Handelswechseln zc. werden dagegen auf 100 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. — Die Bank von Frankreich hatte im zweiten Quartal d. J. 231 Mill. Fr. (61½ Mill. Thlr.) und die preussische Bank im Monat September d. J. 16,633,500 Thlr. Banknoten im Umlauf.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer Malers.

Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

(Schluß.)

die Goldvorräthe repräsentirt. Erst seit 1844 ist die Bank befugt, auch Silberbarren, aber nur zum fünften Theil, unter ihre Kassenbestände aufzunehmen, sofern sie für den Notenbetrag validiren. Durch diese Bestimmung wird natürlich Niemanden das Recht beeinträchtigt, für seine Banknoten Goldzahlung zu fordern. Die Depots, welche in gewöhnlicher Zeit die Reserve der Bank bilden, kann man durchschnittlich auf 10 Mill. Pfd. schätzen, doch eignen sich nicht alle diese Depots auf gleiche Weise dazu, Werthe von Banknoten zu repräsentiren. Wenn man bei der Bank Fonds deponirt, so bleiben diese ganz außerhalb der Berechnung bei der Noten-Emission. Die einzigen Depots, die darauf einen Einfluß üben, sind Metallwerth-Einlagen, die der Bank gegen Schein zur freien Verfügung gestellt werden. Wenn alle diejenigen, welche Geld auf der Bank haben, dasselbe zurückforderten, so würde dieselbe ihre Noten-Circulation auf 14 Millionen beschränken müssen. Nimmt die aus solchen Einlagen gebildete Reserve ab, so zieht die Bank ihre Noten in gleichem Verhältnisse ein. Diese präcisen Regeln sind es, welche dem Systeme die Benennung *self acting system* (selbstthätiges System) verschafft haben. Im laufenden Jahre hat die Bank dadurch eben, daß sie die Diskontirungen des Handelsstandes erschwerte, das Gleichgewicht zwischen ihren Noten und den Depots erhalten, und in diesem Sinne hat die Bill von 1844 ihren Zweck erreicht. Die Durchschnittssumme der umlaufenden Noten ist zwar nicht sehr erheblich dadurch verkleinert worden, ja, manchmal hat sie sogar die gewöhnliche Ziffer noch um etwas überschritten; doch ist dadurch der Handelsklemme nicht die mindeste Erleichterung geworden, denn die eingetretenen außerordentlichen Bedürfnisse hätten auch eine außerordentliche Vermehrung der Circulationsmittel erheischt.

Ungeachtet der strengen Vorschriften des gegenwärtigen Statutes kann man doch nicht sagen, daß die sofortige Baarzahung für die durch Banknoten dargestellte Handelschuld unter allen denkbaren Umständen gesichert sey: so z. B., wenn in Folge der Zurücknahme aller Depots die Bank von England bloß noch Staatspapiere, ohne einen einzigen Thaler baaren Geldes, befäße; aber außerdem, daß diese Staatspapiere doch immer noch eine Garantie darböten, so lange nicht die Regierung bankrott wäre, wird auch ein solcher Fall mit Recht für beinahe unmöglich gehalten. Ein einzigesmal, im J. 1757, ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß alle Depots von der Bank zurückgefordert wurden; es geschah dies, weil in Folge der Hungersnoth dieses Jahres große Geldsummen nach dem Auslande geschickt wurden und auch der Krieg sehr viel Geld verschlang. Abgesehen aber von solchen unwahrscheinlichen Voraussetzungen, gewährt die gesetzliche Beschränkung der Ausgabe von Noten hinreichende Sicherheit für deren ununterbrochene Realisirbarkeit. Es bildet dies die Grundlage des im J. 1844 festgestellten Statuts. Deshalb verfallen auch diejenigen, welche jetzt der Meinung sind, daß man jene Beschränkung aufheben müsse, während sie doch dem Banknotenbesitzer das Recht, sich für sein Papier baares Geld zu fordern, ungeschmälert erhalten wollen, in eine große Inkonsequenz. Eine der Entscheidung der Direktoren anheimgestellte fakultative Beschränkung würde eben so wenig ihrem Zweck entsprechen. Ohne die Einsichten und die Loyalität des Direktoren-Hofes (Court of Directors) im Geringsten bezweifeln zu wollen, belehren uns doch unwiderlegliche Erfahrungen, daß eine solche fakultative Beschränkung keine hinreichende Garantie darbiete. Immer ist die Schranke des Gesetzes, dem Principe nach, vorzuziehen, wenn man nur zugleich die Mittel besitzt, die etwas zu strammen Jügel, sobald die Nothwendigkeit es fordert, nachgiebiger zu machen.

Der Hauptfehler an dem gegenwärtigen System ist seine beständige Gleichförmigkeit: es unterwirft die ungleichartigen Fälle einer und derselben Behandlung. Wenn in diesem Jahre, bei dem vollkommen gefunden Zustande des Handels, bei dem Kredit der Bank und dem Betrag ihrer Reserve, die Strenge der Bill von 1844 für den Augenblick hätte gemäßiget werden können, so würde man den größten Theil der eingetretenen Störungen vermieden haben. Gab es nicht für die Aufrechterhaltung der Integrität aller Verpflichtungen der Bank eine moralische Gewißheit, die eben so viel werth ist, als die mathematische, aus den Kassenbeständen sich ergebende? Hat man nicht jenes strenge und unnütze Gleichmaß zwischen den Baarfonds und den Banknoten viel zu theuer erkauft? Bei einem minder unbeugsamen System hätte die Zurücknahme von sieben Millionen auf sechzehn weder Verlegenheiten noch Unruhe erweckt.

Daß die Verfassung der Bank von England ihrem Wesen nach sehr weise sey, davon sind wir fest überzeugt; aber wir glauben darum doch, daß es nur vortheilhaft seyn würde, wenn ihr Prinzip in der Anwendung etwas elastischer wäre. Ja, unter dieser Bedingung allein wird es möglich seyn, den Krisen zuvorzukommen und sie zu beschwichtigen. Um die Lücke auszufüllen, würde es hinreichend seyn, wenn der Direktoren-Hof von der Regierung unter der feierlichen Form eines im Conseil erlassenen Befehles (order in council) ermächtigt werden könnte, sobald die Lage des Kredites und des Handels eine solche Maßregel rechtfertigte, die gesetzmäßige Schranke der gewöhnlichen Emissionen zu überschreiten. Eine ähnliche Bestimmung existirt sogar schon in der Bill von 1844, indem nämlich, wie wir bereits oben bemerkten, die Bank auf Staatspapiere über den Werth von 14 Millionen keine Noten ohne vorgängige Autorisation der Regierung ausgeben darf. In dem Statute von 1844 hat der Staat zwar für die nächsten zehn Jahre auf das Recht der Revision verzichtet; aber die Zustimmung der Bank selbst, wie des Parlaments, würde einer solchen Modification, wie die eben erwähnte, gewiß nicht fehlen."

Sind die Thiere fähig, die Malerei zu verstehen? Eine Kaze spielt mit ihrem Spiegelbilde, als wäre dies eine andere Kaze; aber hier kommt der Täuschung die Bewegung zu Hülfe. Würde sie sich auch in einem gutgemalten Bilde erkennen? Wir zweifeln sehr, trotz der bekannten Beispiele, die man dafür beibringen könnte. In einem einfachen Umrisse wird sie sich sicher nicht wiederfinden; ja, lege man denselben dem Verständigsten ihrer Familie, dem Kater Murr, vor, er wird sich nicht daraus vernehmen, während der dümmste Bauer, das unaufmerksamste Kind, der roheste Wilde keinen Augenblick in Zweifel seyn werden.

Aber, obwohl der Umriß etwas Abstraktes, ein reines Ding der Ueberkunft ist, so genügt er doch zum Ausdruck der erhabensten Schöpfungen der Kunst. Gebet Michel Angelo eine Kohle und ein Stück Wand, und mit einigen wenigen Strichen wird er in eurer Seele die Idee des Schönen und Erhabenen lebhafter erregen, als manche Sammlung mühsam gearbeiteter Gemälde. Er selbst wird keine größere Wirkung hervorbringen, wenn er seinen Umriß sorgfältig auf der Leinwand ausführt. Der Vermittler zwischen seinem Gedanken und der Menge war das einfachste graphische Zeichen — einige Linien haben euch in die Welt übermenschlicher Wesen eingeführt, von denen des Malers Geist bevölkert wird.

In dieser Weise weiß unser Autor abstrakte Materien zugänglich, schwierige Fragen klar zu machen. Begegnet es ihm aber einmal, sich so hoch zu verheizen, daß ihm, wie er selbst sagt, fast der Kopf schwindelt — rasch führt er euch zurück auf einen lachenden Abhang und zeigt euch von da in der Landschaft, die vor euch liegt, die Belege zu jenen Theorien, auf deren Befolgung er sich eben verirt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit macht er folgende Schilderung von seiner Wohnung:

„Mein Häuschen liegt vor dem Dorfe an der großen Straße. Die Thür öffnet sich in den Obhgarten, welchen Wiesen umgeben. Diese Wiesen, seht ihr sie an, stiehn vor euren Blicken geschwind einen jähen Abhang hinab, denn sie müssen eilen, die schäumenden Wellen der Mantua zu zäumen. Aber drüben auf der anderen Seite des Flusses erhebt sich langsam eine breite Anhöhe, auf welcher Dörfer, Aecker und Wälder sich zu den lieblichsten Landschaften gruppiren. Den Horizont umgürten die Gipfel der Hochalpen mit einer Kette von Eis-Domen, und am Abend, wenn die Sonne lange unsere Flur verlassen, hält diese Kette noch den flammenden Purpur ihres Widerscheins gefangen und zeigt ihn triumphirend dem staunenden Dunkel, das uns umgiebt.“

„Mein Häuschen ist von meinem Großvater, einem Bauern dieses Dorfes, erbaut worden; seine Kinder vergrößerten, wir verschönerten es, und darum zeigt es neben einander die Spuren seines häuerischen Ursprungs und unserer städtischen Gewohnheiten. Mir gefällt diese ungezwungene Vermischung von Hausrath und Zimmern verschiedener Alters und Geschmacks; sie bekundet die Zunahme der Familie oder des Wohlstandes und verliert dabei des Großvaters Andenken nicht. Denn freilich habe ich den Altan gebaut, die neuen Flügel an das Häuschen gesetzt und die Fensterläden grün angestrichen, aber dort steht noch sein Backofen, darin er sein gutes Brod buk, hier seine Wanduhr und hier sein Eichenschrank, und noch hat mir kein Bild so viel Genuß bereitet, als ich empfinde, wenn ich sein Urkelschen, meine kleine Tochter, umgeben von ihren Spielsachen, auf demselben Lehnstuhl sitzen sehe, von dem herab er über unser erstes Geplauder gelächelt hat.“

„Rings um mein Häuschen seht ihr wohl Laub und Blüten, aber darunter ist kein Nebengewinde, kein schätzbares Gesträuch, kein zarter Baum, denn in dieser Höhe, wo schon die Nussbäume selten werden, muß man mit den halbwilden Bäumen zufrieden seyn, die, tragen sie auch nur gemeine Früchte, wenigstens der Winterkälte widerstehen und, schon Blüten in ihren Kronen bergend, dem säumigen Frühlingsfroste trotzen. Einige Aepfelbäume mit winkligem Gezweige, ein paar Kirschbäume mit glatter Rinde, eine Zahl Pflaumenbäume, die die letzten Zweigchen ihrer kurzen Aeste in dichte Büschel zusammendrängen, sind die einzigen Bewohner meines Obhgartens und geben ihm selbst in den schönsten Monaten nur einen häuerischen Schmuck, wie ihn im Unterlande die Gartenhecken zeigen, wenn sie die rothen und weißen Blüthen aufstecken. Dafür aber gedeihen zwei Schritte davon Buchen, Eichen und Fichten und treten zusammen zu majestätischen Wäldern, indes von allen Seiten auf dem Rücken der Hügel, am Raine der Wege, selbst bis hinan an die Schwelle der Hütten zahllose Pflanzen ohne Herren umherblähen und hier ein dorniger Ast euch ein Bein stellt, dort wiegende Stengel sich vor euch neigen, da ein unbesonnenes Blatt sich vor euren schreitenden Fuß legt. Das ist, meine ich, eine lebenswürdige Gesellschaft und, wohin ich mich wende, kommt sie mit und unterhält mich und neckt mich mit ihren lieben Unarten.“

„Es stehen auch Birnbäume in meinem Garten — wie konnt' ich das nur vorhin vergessen? — und wenn einer unter ihnen, erschöpft von seinen Jahren und hart geprüft von den Stürmen, die ihn heimsuchen kamen, Miene macht, zur ewigen Ruhe hinüberzugehen, dann kommt ein Mann, der ihn umschlägt, seine Aeste zerbricht und ihn in Stücke haut. Mit dem schönsten von ihnen speise ich dann meinen Feuerherd, wenn ich von einem Abendgange über die lustigen Anhöhen oder durch die feuchten Felder zurückkomme und meine frohelnden Glieder behaglich erwärmen oder mein Schuhwerk trocknen will. Wie

er brennt, der Birnbaum! wie rasch und sicher die Flämmchen hervorspringen! wie sorgsam die Kohle ihre Gluth bewahrt! Und erquickt und befriedigt danke ich der wohlthätigen Hand Gottes, an die mein Brennholz aus der Stadt, das lange nicht so melodisch knistert und so malerisch Flämmchen wirft, mich selten erinnert.

„Unterdes bringt man mir meine Lampe, denn jetzt ist die Stunde, wo ich meinen Dichter lese. Ich lese ihn, aber zerstreut, wenn mir seine Verse nicht der Stimmung entsprechen, in die mich die Eindrücke des Tages versetzt haben. Doch das thun sie selten, und weil ich mir das Gleichgewicht der Seele nicht stören mag, lege ich die Gedichte bei Seite und hole mir ein altes Buch aus der Hausbibliothek, in dem Geschichten von ehemals in verjährtter Sprache verzeichnet sind, oder ich öffne den schon erschienenen Kalender und lasse mich erzählen von dem, was das alte Jahr erlitten und was das neue zu fürchten oder zu hoffen hat.“

Es sollte uns freuen, wenn wir dem Leser einen ungefähren Begriff gegeben haben von der anmuthigen Art und Weise Töpfer's, zu belehren und zu unterhalten, dann wird er mit uns bedauern, daß ein solcher Mann der Literatur entrissen worden ist, und uns dankbar seyn, wenn wir ihn vielleicht dadurch verleitet haben, sich das besprochene Werk zu leihen oder zu kaufen.

Frankreich.

Die biblische Welterschöpfung und die Geologie. — Die Gestirne und die Weltgeschichte.

In der Verlegenheit, die Schöpfungsgeschichte der Bibel nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang bringen zu können, hat man seine Zuflucht dazu genommen, dieselbe eine poetische Allegorie, einen Hymnus auf den Welteschöpfer zu nennen. Neuerdings aber ist Herr de Serre, Professor der Geologie in Montpellier, mit zwei sehr interessanten und sehr lehrreichen Büchern *) aufgetreten, von denen das eine bereits einmal in diesen Blättern erwähnt worden und in denen er zeigt, wie die Erzählung der heiligen Schrift gerade neben den neuesten Forschungen der größten Meister in der Physik und Geologie ihre Geltung behalte. Er thut dabei weder der Bibel, noch den wissenschaftlichen Thatsachen Gewalt an. Um einen Begriff von der Weise zu geben, wie er die Rehnlichkeit zwischen der inspirirten Schöpfungsgeschichte Moses und der mühsam errungenen Wahrheit der gelehrten Forschung darthut, wollen wir von seiner Arbeit eine kleine Probe geben.

Vor allen Dingen verlangt der Verfasser — und er zeigt sein philologisches und naturhistorisches Recht auf diese Forderung — daß man sich unter dem biblischen Tag nicht etwa einen Zeitraum von zwölf oder vierundzwanzig Stunden denke, sondern eine lange Zeitperiode, die sich mehrmals vor Erschaffung des Menschen wiederholt habe. — Man weiß, daß die Bibel Licht und Sonne an verschiedenen Tagen erschaffen läßt, und zwar heißt es bereits am ersten Tage: „Es werde Licht! und es ward Licht“; während erst am vierten Tage erzählt wird, daß Gott die Sonne und den Mond geschaffen. Neuere Untersuchungen haben in der That bewiesen, daß jedes Theilchen der Materie, so wie seine eigene Wärme und Elektrizität, auch seinen Grad Licht besitze. Dies Licht ist von den Sonnenstrahlen unabhängig, denn die Körper in der Tiefe der Erde haben es eben so gut, als die an der Oberfläche. Man denke nur an die vulkanischen Heerde und die Ströme von Licht, die sie entsenden. Dies Licht gehört dem ursprünglichen Wärme- und Lichtgehalt der Erde an, der in den ersten Zeiten nach der Schöpfung für die Erde genügt, der allmählig durch Ausstrahlung in den Himmelsraum geringer wurde und der daher endlich anderweitig ersetzt werden mußte. In diesem Sinn legte Gott die Licht-Atmosphäre um die Sonne.

Man hat behauptet, die Schöpfung sey mit einem Schlage entstanden. Hier einer von de Serre's Gegengründen: „Die Milchstraße, jener weißliche Streifen am Himmel, der durch eine unzählige Menge von Sternen gebildet wird, liegt der Erde 113mal näher als die größten sogenannten Nebelsterne. Die Geschwindigkeit des Lichtes zu 40,000 Meilen in der Sekunde angenommen, braucht dasselbe 1000 Jahre, um von der Milchstraße, also über 100,000, um von den Nebelsternen zur Erde zu gelangen. Wären also die Sterne mit der Erde in derselben Zeit, also etwa vor 7000 Jahren, geschaffen, so hätte das Licht der Nebelsterne die Erde noch nicht erreicht und dieselben könnten also noch gar nicht gesehen werden. Es müßte ferner fast alle Nacht ein neuer Stern, dessen Licht die Reise nach der Erde vollendet, erscheinen; ja Adam und seine nächsten Nachkommen hätten außer der Sonne, dem Monde und den Planeten noch keinen Stern am Himmel gesehen.“

Diese Schlussfolgerung des Herrn de Serre erinnert uns an die ebenfalls an die Theorie von der Fortpflanzung des Sternlichtes geknüpften „Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit“, welche ein geistvoller Dilettant in Breslau im vorigen Jahre unter dem Titel: „Die Gestirne und die Weltgeschichte“ veröffentlicht hat und von welchen so eben ein zweites Heft als Fortsetzung erschienen ist. **) In dem ersten Hefte hatte sich der Verf. damit begnügt, nachzuweisen: wie die Abspiegelung der irdischen Begebenheiten, obwohl auf den Flügeln des Lichtstrahls in den Weltraum weiter getragen, doch eben nur mit der Geschwindigkeit des ersteren sich fortpflanzen kann, so daß, was vor

Jahrtausenden hier unten geschah, heute erst auf einem entfernten Fixstern sichtbar sich zeigt, und dasjenige, was heute auf Erden geschieht, binnen Jahrtausenden erst auf verschiedenen, entlegenen Fixsternen nach einander sichtbar wird, sofern man, was Form und Farbe hat, auch bei der größten Lichtschwäche und bei der kleinsten Dimension, noch sichtbar nennen muß. „Diese Betrachtungen“, sagt er, „gelten nicht blos von unserer Erde allein, sondern der Bewohner eines jeden anderen Sterns blickt in die Vergangenheit der anderen Gestirne, und die Geschichte nicht nur unseres Weltkörpers, sondern aller Welten ist als eine größte und wahrhaftigste Welt- und Weltengeschichte im Raume gegenwärtig ausgebreitet.“ In dem vorliegenden zweiten Hefte geht der Verf. nun in den Folgerungen, die sich hieran knüpfen, so weit, uns darzutun, daß die Begriffe von Raum und Zeit völlig in einander aufgehen und eben nur für die menschliche Auffassungsweise vorhanden sind. Er weist uns in seiner eigenhümlichen, empirisch-rationellen Deduction nicht blos nach, daß es — was bekanntlich das höchste Resultat aller Philosophie ist — nur Eine Wahrheit giebt, sondern auch daß die räumlich und zeitlich verschiedenen Theile des Weltalls und der Weltengeschichte ebenfalls als in einem einzigen untheilbaren Punkt zusammenfallend sich denken lassen. Wir sind dem Verf. allerdings durch seine Deductionen mit einigem Kopfschütteln gefolgt, und auch als wir das Büchlein zu Ende gelesen hatten, haben wir uns dieses Zeichens ungelöster Bedenken nicht enthalten können, aber als scharfsinnig müssen wir sie gleichwohl anerkennen, so daß wir auch Andere mit gutem Gewissen auffordern dürfen, sich die kleine Schrift „zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge“ anzuschaffen. Wir zweifeln auch nicht, daß dieses zweite Heft, eben so wie das erste, besonders in England mit Interesse gelesen werden wird, wo man „die Gestirne und die Weltgeschichte“ übersezt hat, ohne die deutsche Quelle zu nennen. Der Verf. hat sich darum veranlaßt gefunden, auf dem Titelblatte des zweiten Heftes anzukündigen, daß er sich das Recht vorbehalten, selbst eine englische Uebersetzung zu liefern, und zu diesem Zwecke auch das nach dem Vertrage vom 13. Mai 1846 verlangte Exemplar in London deponirt habe.

Natürliche Wiederherstellung der Kanäle des Körpers nach ihrer Unterbindung.

Um den Vorgang der Verdauung genau beobachten zu können, hat man in neuerer Zeit an Thieren häufig den Versuch gemacht, durch eine künstliche Oeffnung Nahrungsmittel direkt in den Magen zu bringen. Bei einem solchen Versuche unterband ein Straßburger Professor, Sedillot, die Speiseröhre, um den Speichel, den Mund- und Rachenschleim von aller Theilnahme an der Verdauung auszuschließen. Als er aber drei Monate nach dieser Operation den Hund, an dem dieselbe ausgeführt worden war, sezirte, fand er zu seinem großen Erstaunen die Einschnürung der Speiseröhre verschwunden und die Durchgängigkeit des Kanals für Speisen und Getränke vollkommen wiederhergestellt. Gleichwohl war der Faden kunstgerecht und am rechten Orte umschlungen worden, denn mehrere Tage nach der Unterbindung hatte der Hund vergeblich zu fressen und zu trinken versucht und jeden verschluckten Bissen alsbald wieder von sich gegeben.

Eine genaue Prüfung der Speiseröhre ließ die Spuren einer linienförmigen, der Quere nach verlaufenden Verengerung erkennen. An dieser Stelle machte die faltige innerste (Schleim-) Haut einen Absatz und wurde von einem glatten, weißlichen Ringstreifen, der etwa eine Linie breit war, unterbrochen. Die Oeffnung erlaubte, den kleinen Finger durchzustedden, war also einer vollständigen Erhaltung des Kanals gleichzuachten.

Um sich der gemachten Erfahrung zu vergewissern, wiederholte Herr Sedillot seinen Versuch mehreremal und folgte den einzelnen Perioden desselben mit Sorgfalt. Die Ligatur wurde stark angezogen, und nicht lange nachher schwitzte außen an der Unterbindungsstelle organisirbare Materie in solcher Menge aus, daß der Faden davon vollständig bedeckt wurde. Am folgenden Tage war äußerlich jede Spur der Einschnürung verwischt; schnitt man aber die Speiseröhre der Länge nach auf, so zeigten sich die Schleimhaut und fast in ihrer ganzen Dicke auch die über derselben liegende Muskelschicht noch unverfehrt, während der Faden zwischen dieser Schicht und dem ausgeschwitzten Stoffe zu sehen war. Einige Tage später hatte der Faden auch jene Gewebe, die er aber noch umgab, durchschnitten, kam in die Speiseröhre zu liegen, gelangte in den Magen und ward endlich ausgeleert. Die Speiseröhre war allmählig in ihrer ganzen Dicke getrennt worden und hatte sich mit Hilfe der ausgeschwitzten Materie, ohne jemals eine völlige Unterbrechung ihres Verlaufes zu erleiden, gänzlich wiederherstellen können.

Herr Sedillot erzählt in dem Referate über sein Experiment, daß vor einigen Jahren ein englischer Arzt, der einem Kranken eine Darmschlinge unterband, einen ähnlichen Erfolg beobachtet hätte. Er selbst habe darauf in einem gleichen Falle diese Operation versucht, sie sey aber mißglückt und der Patient gestorben.

In der That glückte es dem Engländer Travers, daß einige Tage nach der Unterbindung einer Darmschlinge die Operationsstelle wieder wegsam wurde. Der Physiolog Brodie machte damals den Versuch am Gallengange bei jungen Ragen und überzeugte sich, daß derselbe immer nur kurze Zeit verschlossen blieb. Wie glücklich aber auch der Erfolg solcher Operationen bei Thieren seyn mag: sie an Menschen auszuführen, ist mehr als kühn, da die schlimmen Zufälle, die sie bei den Letzteren herbeiführen, unvergleichlich ernstere sind, als bei den Thieren.

*) De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. — De la création de la terre et des corps célestes.

**) Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von F. J. H. Hest. Zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge. Breslau, Aderholz, 1847.

Mannigfaltiges.

— Hardenberg und Stein. Das in Halle vom Pastor v. Lippelskirch zu Siebichenstein herausgegebene, weit verbreitete „Volkblatt für Stadt und Land“ enthält von einem seiner thätigsten Mitarbeiter, der sich vorzugsweise „der Kritikus“ nennt, in Nr. 76 einen Artikel mit der Ueberschrift „Eine liberale Unwissenheit.“ Es ist nun nicht unsere Absicht, denselben in seinen Einzelheiten und Ausfällen gegen die Herren v. Bederath und v. Kuerstwald zu beleuchten, dagegen wollen wir uns hier an die falsche Nebeneinanderstellung Stein's und Hardenberg's halten, zumal da der Letztere jetzt gemeinlich gar nicht in seiner Würdigkeit erkannt wird und wir es selbst bei einem Zweckessen im Februar erlebt haben, daß wohl Stein und Wih. v. Humboldt gepriesen, Hardenberg's große Verdienste aber nicht mit einem Worte erwähnt wurden. Der Kritikus des Volksblattes hat durch seine offenbare Zurücksetzung Hardenberg's eine geschichtliche Sünde begangen, die nicht ungerügt bleiben darf. Es ist nämlich grundfalsch, wenn derselbe sagt: „Hardenberg sey für die verderblichen Grundlagen des Pariser Friedensschlusses von 1814 und 1815 gewesen.“ Es mag nun immerhin seyn, daß der Kritikus aus eigener Kunde von jenen Friedensschlüssen nichts weiß, dann mußte er aber gute Bücher nachschlagen und die sicheren Quellen aufsuchen, ehe er eine so leichtsinnige Behauptung niederschrieb. Aus solchen Schriften würde unser Kritikus entnommen haben, daß der Staatskanzler Hardenberg nicht im Stande gewesen ist, im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 diejenige Wiedervergeltung von Frankreich zu erlangen, welche die Völker forderten, die gegen Frankreich standen, und den Franzosen diejenige Buße aufzuerlegen, welche sie verdient hatten. Er würde ferner aus den Berichten unterrichteter Zeitgenossen ersehen haben, daß der Freiherr von Stein mit Hardenberg vor dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens in allen Hauptsachen einverstanden ist, sofern sie Preußen und Deutschland betrafen, ja er hätte, wollte er gerecht seyn, es anerkennen müssen, daß, wenn Stein, im Besitze des höchsten Ansehens und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Besinnung überall eine Art Macht, seine Absichten doch nicht durchsetzen konnte, dies für den Staatskanzler Hardenberg noch weit schwieriger war. Ja, man darf sich, wie damals auch in Deutschland geschehen ist, nicht so sehr über die Nachgiebigkeit von Oesterreich und Preußen ärgern, die den Frieden mitabschlossen, als man über England und Rußland erbittert seyn muß, denn diese beiden Mächte hatten den Frieden eigentlich gemacht, und zwar lag die Absicht zu Grunde, Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen. Endlich darf auch in Bezug auf Hardenberg's Stellung zu seinem Könige nicht übersehen werden, daß dieser Monarch den Frieden lebhaft wünschte und daß er die innere Beruhigung Frankreichs, welche die übergroße Milde der Sieger vermittelt einer Reihe vortheilhafterer Bedingungen herbeizuführen gedachte, durch kein Hinderniß hemmen wollte. Und doch war gerade Friedrich Wilhelm III. der am meisten gekränkte Fürst.

Das Alles konnte der Kritikus bereits aus gedruckten Büchern lernen. Erhalten wir einst eine diplomatische Geschichte des ersten Pariser Friedens, wie sie der Freiherr v. Gagern und der Jenaische Professor Schaumann über den zweiten Frieden geliefert haben, so wird sich nur zu deutlich ergeben, wie eifrig bemüht Hardenberg gewesen ist, seinem Vaterlande den Abschluß eines schwachvollen Friedens zu ersparen. Wenn ihn aber Gerwinus in der Schrift über die preussische Verfassung und das Gesetz vom 3. Februar (Manheim 1847) auf S. 21 einer „Schwäche seines schlanken Charakters in den wichtigsten äußeren Angelegenheiten im Jahre 1814“ angeklagt hat, so klingt ein solches Wort zwar bedeutend, weil es Gerwinus ausgesprochen hat, gehört aber eigentlich nur zu den preußenfeindlichen Urtheilen, von denen jene Schrift erfüllt ist.

Was nun den zweiten Pariser Frieden anbelangt, so erscheint uns der dem Fürsten Hardenberg gemachte Vorwurf hier noch weit ungerechter. Kannte denn unser Kritikus nicht die von Hardenberg selbst verfaßten Eingaben und Denkschriften vom 4. August, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterten und aufstellten und bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Forderungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar forderten? Wußte er denn nicht, daß in jener Denkschrift angedeutet war, daß man deutscherseits noch viel weiter gehen konnte, wenn man Alles zurücknehmen wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Arglist und durch Waffengewalt von Deutschland abgerissen hatten? Ist denn unserem Kritikus unbekannt geblieben, daß Hardenberg, nebst dem ihm immer eng verbundenen Humboldt im Ministerrathe der Verbündeten, in welchem der Freiherr v. Stein gar keinen Sitz hatte, fortwährend für jene Richtung aufgetreten war und auch das Recht behauptete, beträchtliche Zahlungen von Frankreich begehren zu können? Und endlich sollte der Kritikus nicht wissen, daß Stein, so lange er zum Mitthandeln berufen war, nach unverwerflichen Zeugnissen, stets fest an Hardenberg gehalten und vergeblich seine ganze beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst aufgebieten habe? Oder sollen wir ihn auf das Zeugniß des für Hardenberg nicht partiell eingenommenen Freiherrn v. Gagern in dem genannten Buche (II. 226., 333., 363.) verweisen, daß Hardenberg, Humboldt, Stein, Blücher, Gneisenau, Kneisebeck, Boyen alle wie einer gedacht hätten?

Es wäre ganz überflüssig, hierüber noch viele Worte zu schreiben, nachdem Barnhagen von Ense in diesem Jahre im siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten den diplomatischen Gang der Friedensverhandlungen aus seinen Tage-

büchern und Erinnerungen gründlich erörtert hat. Wie ein so unbefriedigender Ausgang das ganze Werk beschließen mußte, wird unser Kritikus aus demselben klar ersehen. Zur Ehre Hardenberg's aber setzen wir noch die Worte aus seinem Briefe an den Regierungsrath Butte in Köln vom 9. Okt. 1815 her, der ihm seine Schrift über die nothwendigen Abtretungen Frankreichs überreicht hatte: „Wenn der Friede nicht nach den von mir abgelegten Abstimmungen, die mit Ihren Säzen übereinstimmen, abgeschlossen wurde, so ist Preußen“) hierbei ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Mitteln und an Menschen, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sey sie auch wenig dauernd, die bessere Ueberzeugung aufopfern.“ Der Brief findet sich mit manchen, nicht uninteressanten Einzelheiten in Dorow's Denkschriften und Briefen Th. 3, S. 193 und auch bei Gagern Th. 1, S. 227. „Es sey nicht Preußens Schuld, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt“, schreibt Gneisenau aus Paris am 23. August 1815 an seinen Freund Arndt ganz in demselben Sinne.

Daß der eben erwähnte Hofrath Dorow als Lobredner Hardenberg's von dem Herrn Kritikus genannt wird, während Stein von Arndt geschilbert und gepriesen worden ist, hat in dieser Zusammenstellung auch seine besondere Bedeutung für die Auffassungsart des Kritikus. Dorow ist todt — also darüber jetzt kein Wort, aber die Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter, der von vielen Begünstigten undank erfahren hat, bleibt, so lange Zeit nach des Fürsten Tode, immer schätzbar. Was aber den wackeren Arndt anbelangt, so scheint dem Herrn Kritikus dessen edle und freie Art im Urtheile über Hardenberg wiederum unbekannt geblieben zu seyn. Noch in diesem Jahre hat er in dem „Nothgedrungenen Berichte aus seinem Leben“ (I. 25.) die schönen Worte geschrieben: „Ihm schlug bei manchen Mängeln doch ein wirklich ritterliches Herz in der Brust, das Menschliches ertragen und empfinden konnte. Er war nicht bloß adelig, er war edel geboren.“ Manche ähnliche Stelle könnten wir dem Kritikus aus Arndt's Erinnerungen aus dem äußeren Leben, aus seinem Lebensabriss Gneisenau's und aus dem Anhang (1845) zu der im Jahre 1831 herausgegebenen Schrift über Belgien anführen. Aber da der Herr Kritikus mit einer gewissen Befriedigung ein Wort aus einem Briefe des Freiherrn von Stein anführt, in welchem Hardenberg „ein alter Sünder“ genannt wird, so erlauben wir uns, ihn auf die Worte Arndt's in dem zuletzt angeführten Buche (Schriften an die Deutschen Th. 3, S. 237 f.) aufmerksam zu machen. Hier mißbilligt Arndt zuvörderst den Abdruck der Steinschen Briefe durch den Freiherrn v. Gagern und fühlt sich berufen, auch einige Worte in Hinsicht seiner harten und verletzenden Äußerungen über den Fürsten von Hardenberg zu sagen. Er verhehlt hier nicht, daß beide Männer sich in Sitte, Art und Charakter unähnlich gewesen sind, und daß es an natürlichen Gegenstößen nicht fehlen konnte; er sagt auch freimüthig heraus (aber keinesweges so bitter, als unser Kritikus), was dem Staatskanzler in seiner Stellung als erster Minister gefehlt habe, aber er giebt auch zu bedenken, daß Stein beim Brieffschreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit forteilte, daß seine Briefe stets das Gepräge des Augenblicks getragen haben, und daß seine Äußerungen in Briefen eben als Ausprüdelungen und Aufwallungen des Augenblicks, oft gleichsam nur wie ein fortgesetztes Gespräch betrachtet werden müssen.

Wer sich nur erinnert, welch' eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Verfolgungen dem Freiherrn v. Stein der im August 1808 an den Fürsten von Wittgenstein in Eile und Eifer geschriebene Brief verursacht hat (m. f. die ausführliche Erzählung in Barnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten Th. II., S. 277 f.), der wird die Wahrheit der Arndt'schen Aussagen erkennen. Der Herr Kritikus möge sich aber dadurch zur Vorsicht in Benutzung von Briefstellen angesehener Männer ermahnen lassen und für seine geschichtlichen Annahmen bessere Quellen wählen, als das in Münster erschienene Leben des Freiherrn v. Stein oder ähnliche Parteischriften. R. G. J.

— Shakespeare auf englischen Theatern. Noch vor wenigen Jahren wurde über die Theilnahmslosigkeit des englischen Theaterpublikums für seinen unsterblichen Dichter geklagt, dessen Geist damals — besonders als der treffliche Shakespeare-Darsteller, Ludwig Devrient, noch lebte — viel öfter über die Berliner als über die Londoner Bühne schritt. In neuerer Zeit hat sich dies indessen bedeutend geändert. Nur höchst selten sehen wir jetzt in Berlin einmal ein Werk des großen britischen Dichters. Dagegen wurden in London, bei der Eröffnung der diesjährigen Wintersaison, am Montag den 4. Oktober, in nicht weniger als drei Theatern zugleich Shakespeare'sche Stücke gegeben: Im Princess-Theater wurde nämlich „Macbeth“ (mit Macready in der Titelrolle), im Marylebone-Theater „Ein Wintermärchen“ und in Sadler's Wells „Cymbeline“ aufgeführt, und zwar überall bei vollem Hause. Die seltsame musikalische Ausstattung der Shakespeare'schen Dramen in England hatten wir selbst einmal Gelegenheit, bei der Aufführung des „Kaufmann von Venedig“ im Princess-Theater wahrzunehmen. Die eingestreuten Lieder werden nämlich mit beliebten Melodien von Rossini, Donizetti und anderen bekannten Komponisten vorgetragen und haben sich in dieser Gestalt oft großen Beifalls zu erfreuen. Es ist zu verwundern, daß man nicht auch in dieser Beziehung für eine würdigere Ausstattung des Dichters zu sorgen strebt.

*) und also auch seine Minister.